

NEUGIER AUF DIE WELT



Ab durch die Hecke

Eine mannshohe Hecke umgab den Garten meines Elternhauses. Oft stand ich vor ihr und versuchte, einen Blick nach drüben zu erhaschen. Bald stand fest, dass ich auf die andere Seite gelangen musste. Doch für einen Sechsjährigen ist es nicht einfach, sich durch eine Buchsbaumhecke zu schlagen. Meine ersten Versuche – ich warf mich gegen das Gestüpp, legte unterirdische Gänge an – scheiterten kläglich. Als meine Eltern das nächste Mal außer Haus waren, warf ich ein Sitzkissen des heimischen Sofas auf das Gewächs. Ich zog mich an Ästen empor, ignorierte die Kratzer, die ich später würde erklären müssen, und hievte mich hinauf, bis ich die sichere, weiche Unterlage erreicht hatte. Auf dem Kissen robbte ich hinüber bis zum gegenüberliegenden Rand, warf es dort auf den Boden und sprang mit einem dünnen Triumph-schrei auf es herab. Zum Glück wusste unser Nachbar, was junge Helden brauchen: Er lud mich zu einem Kakao ein. Bis heute erinnert eine kleine Delle in der Hecke an mein Erlebnis.

Eigentlich hat sich seither nicht viel verändert. Noch immer zieht mich ein naiver Entdeckermut hinaus, nehme ich tragbare Risiken in Kauf und mache mir erst unterwegs Gedanken über den weiteren Verlauf meiner Reise. Auch der Hang zu ungewöhnlichen Fortbewegungsmitteln ist mir geblieben: Im Kajak paddelte ich die Donau entlang, auf einem Hundeschlitten zog ich durch Ostgrönland, per Fahrradrikscha fuhr ich durch Südostasien. Ich umrundete Frankreich auf einem Postrad, folgte der türkischen Mittelmeerküste in einem Liegerad und gelangte auf einem Traktor den Mississippi entlang bis nach New Orleans. Wohin ich auch reiste, am Ende traf ich in allen Erdteilen auf Menschen, die mir halfen. Sie luden mich zu sich ein, versorgten mich mit Tipps und gaben mir ihre Geschichten mit auf den Weg.



Hic sunt dracones. Mit *Hier sind Drachen* bezeichnete man auf alten Weltkarten unerforschte Meeresgebiete. Auf unbekannte Landpartien schrieb man *Hic sunt leones*, *Hier sind Löwen*. Die weißen Flecken auf Landkarten sind rar geworden. Unser Drang hingegen, Unbekanntes mit Vermutungen zu überdecken, ist geblieben.

schillernde Gegenwelten und erträumten uns die Ereignisse, an denen es uns mangelte, mich so antibürgerlich wie möglich an und erzählte allen Leuten vom bevorstehenden Zusammenbruch des Systems.

Die Splitter meines damaligen Weltbilds fasste ich 1995 in meinem Erstlingswerk *Die seltsamen Ansichten eines Jugendlichen* zusammen, das in einer Auflage von zwei Exemplaren erschien und zu Recht über meine engsten Verwandten hinaus zu keinerlei Bekanntheit gelangte. Während der Schulzeit stürzte ich mich in die Werke Platons und Nietzsches; Heraklits Fragmente waren meine Mantras. Ich erklärte die Unterschiede der Denkweise von Camus und Sartre einigen, die es hören wollten, und sehr vielen, die es lieber nicht gehört hätten. Doch bevor ich von Fellbach-Süd aus die Weltrevolution anzetteln konnte, geschah etwas, auf das ich nicht vorbereitet war: Das moderne Leben begann mir zu gefallen. Vielleicht habe ich einfach länger als andere gebraucht, bis ich die Spielregeln durchschaut hatte. Der Einzigartigkeits-fetischismus, das wahnwitzige Überangebot an Möglichkeiten und die Flüchtigkeit einer Gesellschaft, deren Mitglieder im Überfluss leben, aber allesamt meinen, dass das Leben gerade sie besonders schlimm erwischt habe – all das stellt uns eine Aufgabe: eigene Maßstäbe zu entwickeln und Raum für echte Leidenschaft zu öffnen.

Die Weltrevolution von Fellbach-Süd

Meine literarische Karriere begann, als ich neun war. Wochenlang schrieb ich Tierbücher ab und schmückte die Texte mit Abenteuern aus, die davon handelten, wie ich mit Delfinen um die Wette schwamm, in einem Löwenrudel aufwuchs und die traurigen Adler aus dem Zoo befreite. Die Angestellten der örtlichen Bücherei kannten mich beim Namen. Ich bin in Fellbach aufgewachsen, einem Vorort von Stuttgart, der bis ich achtzehn war kein Kino aufzuweisen hatte, dafür aber fünf Altersheime. Knapp die Hälfte der Fellbacher war über fünfzig, und manchmal fragte ich mich, wo sich die andere Hälfte versteckte. Um der Langeweile zu entfliehen, diskutierte ich nächtelang mit Freunden. Wir entwarfen

Store high in transit. Beim Transport hoch lagern schrieb man im Mittelalter auf getrockneten Dünger, den man auf Schiffen transportierte. Wurde der Dung nass, setzte er explosives Methangas frei. Wenn dann jemand rauchte ... An Deck trocknete die Jauche ungleich schneller. Bald kürzte man die Aufforderung ab und schrieb einfach: SHIT.



Wohin aber richtet man seinen inneren Kompass aus? Wie spinnt man seinen Lebensfaden, statt Futter für die Bedürfnisindustrie zu sein? Wie findet man heraus, wer man sein möchte? Manche gründen eine Firma, andere malen Bilder oder unterrichten Yoga. Ich habe meine Antworten unterwegs gefunden. Reisen und Schreiben, das passt zu mir: zu dem diffusen Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, und gleichzeitig zu dem Übermaß an Energie, das mich damals wie heute dazu bringt, mich einer Sache ungeachtet der Erfolgsaussichten mit Haut und Haaren zu verschreiben. Von Anfang an also gute Bedingungen dafür, Schriftsteller zu werden.



Willkommen in Katzenhirn. *Shit* nennt sich ein Ort im Iran. *Batman* liegt in der Türkei, *Vagina* in Russland und *No name* in *Garfield County*, Colorado. *Saint-Louis-du-Ha! Ha!* in Québec weist als einziger Ortsname zwei Ausrufezeichen auf. Auf welchen Gegebenheiten die deutschen Ortsnamen *Katzenhirn* und *Büchsenschinken* beruhen, ist nicht verbürgt.

Der Verlag, in dem 1996 mein erster Gedichtband erscheinen sollte, meldete sechs Wochen vor der geplanten Veröffentlichung Konkurs an. Mit zwei Jahren Verspätung erschien *Orkan des Lebens* und wurde auf Anhieb ein kleiner Erfolg. Die Lokalpresse berichtete in ganzseitigen Artikeln, ich trat im Radio auf und bekam anerkennende Briefe von Marion Gräfin Dönhoff, Andrea Nahles und Oskar Lafontaine. Noch während des Studiums veröffentlichte ich zwei weitere Gedichtbände, gründete die Autorengruppe *Wortjongleure* sowie die Musikcombo *mariposa* und gab fünf Bücher heraus, in denen unter anderem Juli Zeh und Michael Krüger vertreten waren. Zugleich war ich meinen schreibenden Kollegen hart auf den Versen: Als ich Konstanz verließ, hatte ich die Lyrik-Abteilung der Universitätsbibliothek von A bis Z durchgearbeitet. Ich verschlang die Expressionisten und die Werke des Wortschmieds Hellmuth Opitz. Ein gutes Gedicht, das wusste ich nun, kann in einer Zeile das ausdrücken, was man selbst immer gefühlt, aber nie hatte sagen können. Wie Traubenzucker geht es direkt ins Blut: Es ist so gut wie nichts. Und es gibt keine bessere Sprachschule, als Gedichte zu lesen und zu schreiben. Sie passten aber auch wie die Faust aufs Auge zu meiner Wolkenguckerei. Jedes Mal, wenn ein neuer Gedichtband von mir erschien, erwartete ich, dass die Welt für einen Augenblick den Atem anhalten würde. Ich war ehrlich erstaunt, als ich am darauf folgenden Morgen erwachte und noch immer kein Star war. Und ich will ausschließlich Autoren lesen, denen es genauso geht. Wenn man selbst nicht mit jeder Faser seines Körpers an sein Werk glaubt, wie sollen es dann die Leser tun?

Abenteuerreisen auf allen Kontinenten

Erst die Reisen erdeten mich. Wenn man selbst nachsieht, merkt man, wie groß und rätselhaft die Welt ist. Statt zu tagträumen musste ich mich unterwegs in ungewohnten Gegenden zurechtfinden und die richtigen Entscheidungen treffen. Früher war ich ein schwächerer Junge gewesen, voller Flausen im Kopf. Mit zwölf sagte man mir, dass mein Herz unregelmäßig schlage und ich mich sportlich betätigen solle. Vielleicht habe ich die Sache ein wenig zu ernst genommen. Fünfzehn Jahre trainierte ich täglich im Schwimmverein. Später wurde ich Fitnesstrainer, erklimm Berge und durchschwamm den Starnberger See. Als ich nach einem Volontariat nicht übernommen wurde, ging ich von meiner Studienstadt Konstanz aus zu Fuß zweieinhalbtausend Kilometer auf Jakobswegen nach Nordspanien. Was ich dort erlebte, wurde zur Initialzündung für noch abenteuerlichere Reisen. Es war ein großer Schritt für mich und ein eher kleiner für die Menschheit.

Die Sprachschule am Bodensee

Gegen den Willen meiner Eltern, die fragten, wie ich damit eine Familie ernähren wolle, den Rat von Lehrern, die mir den Aufbau juristischer und verwaltungstechnischer Kenntnisse schmackhaft machen wollten, und trotz aller gut gemeinten Versuche von Freunden, mich in Kneipen und Discos zu schleppen, begann ich Gedichte zu schreiben.

Taumatawhakatangihangakoauauotamateaturipukakapikimaungahoronukupokaiwhenuakut.
Wer auf Formularen seinen Geburtsort angeben muss, tut sich schwer – zumindest wenn er dieses neuseeländische Wortungestüm einträgt. Es stammt von den Maori und bezeichnet den Ort, an dem Tamatea, der Mann mit den großen Knien, der die Berge hinabrutschte, sie emporkletterte und verschluckte und dadurch als der Landfresser bekannt wurde, für seine Geliebte Flöte spielte.



Eigentlich wollte ich längst einen Roman über die Wissenschaft schreiben, und einen zweiten über die Nacht. Was aber kann man tun, wenn das Leben dazwischenfunkt und seine beste Karte ausspielt: Du sollst Außergewöhnliches erleben, so lange du das kannst. Das tat ich. Im neuseeländischen Abel-Tasman-Nationalpark schwamm ich über Rochen hinweg, in der Nähe von Maracaibo an der kolumbianisch-venezolanischen Grenze hielt ich eine Anakonda in den Händen, in einer Bergfalte des nordindischen Himalaya konnte ich einen der letzten Schneeleoparden in freier Wildbahn beobachten. Im bolivianischen Santa Cruz wäre ich um ein Haar entführt worden, im türkischen Hatay versuchte man mich für die kurdische Rebellion zu gewinnen, in Nairobi ging ich, einem Impuls folgend, doch nicht ins Westgate-Einkaufszentrum, das kurz darauf von Anhängern der Al-Shabab-Miliz gestürmt wurde. Ich kostete Ratte an einem Straßenstand in Südalos, aß rohes Robbenherz und Eisbärenfleisch in Nordostgrönland. In den argentinischen Anden merkte ich auf sechstausend Metern, wie sich die Höhenkrankheit anfühlt, in Bangkok übernachtete ich in einem Billigbordell, in dem rechts und links von mir »gearbeitet« wurde, im bulgarischen Vidin fragte man mich beim Einchecken, ob ich mein Hotelzimmer mit oder ohne Frau wolle. Ich stellte fest, dass ich mehr erlebte, je langsamer ich unterwegs war, dass ich ein Land am besten kennenernte, wenn ich auf Hilfe angewiesen war, und dass ich überall, selbst in einem Indianerreservat in Ostecuador, früher oder später auf Schwaben treffe. Wenn mich meine Freunde anrufen, fragen sie inzwischen nicht nur wie es mir geht, sondern auch wohin ich als Nächstes reise.



45 Milliarden. So viele Einweg-Essstäbchen werden in China pro Jahr verbraucht. 20 Millionen Bäume werden hierfür abgeholt. Um Umweltschäden zu reduzieren, erhebt die chinesische Regierung mittlerweile eine *Stäbchensteuer*.

Immer weiter weltwärts



47 Sekunden dauert der kürzeste Linienflug der Welt. Bei Gegenwind kann sich die Flugzeit zwischen den 2,8 Kilometern voneinander entfernten schottischen Inseln *Westray* und *Papa Westray* allerdings auf mehrere Minuten verlängern.

Habe ich früher erzählt, dass ich gerade von Phnom Penh zurückkomme, machten meine Zuhörer große Augen. Heute reagieren viele von ihnen anders: »Klar, Kambodscha, war ich auch schon. Hast du dort auch das Schnellboot über den Tonle-Sap-See genommen?« Wir haben mittlerweile die Chance, Länder zu sehen, von denen unsere Großeltern bestenfalls gehört haben. Galapagos, Ko Samui, die Grenadinen? Warum nicht. Unsere Reiseziele werden immer extravaganter.

Oder doch nicht? Wohin ich auch gelange, die Moderne ist schon dort: Überall quakt man mich auf Englisch an, raunzt in Mobiltelefone, aus Radios quengeln minderjährige Popstars. Die Orte gleichen sich einander an. Kann man überhaupt noch Abenteuer erleben in einer Zeit, in der uns bereits das Frühstück als »einmaliges Knuspererlebnis« verkauft wird? Ja, wenn man weniger Wert auf das Ziel legt und mehr auf die Art des Reisens – die »Art«, die in mehreren Sprachen »Kunst« bedeutet. Eine echte Reise kehrt die Einstellung gegenüber Raum und Zeit um. Wir haben uns angewöhnt, den Raum zu vernachlässigen. Was früher eine tagelange Kutschfahrt, eine mehrwöchige Schiffsreise entfernt war, erreicht man heute binnen Stunden per Flugzeug. Die Zeit ist dagegen wichtiger geworden. Ständig verlangt sie, »genutzt« zu werden. Moderne Lebensläufe gleichen Sinfonien ohne Pausenzeichen, Beethovens Neunte auf Speed.

Unterwegs wird der Raum wichtig: Wir sehen die Welt wie durch Kinderaugen, bemerken Kleinigkeiten am Wegrand und geben unserer Umgebung die Chance, uns zu beeindrucken. Die Zeit hingegen verliert an Bedeutung: Wenn ich ein Etappenziel heute nicht erreiche, komme ich eben morgen dort an. Reisen ist ein Katalysator für unsere eigene Veränderung. Man entfernt sich einen Schritt von seinen Gewohnheiten. Durch die Begegnung mit dem Anderen und den anderen lernen wir neue Aspekte an uns kennen – und das erhoffen wir, wenn wir »das Weite suchen«. Dann nämlich kann man Vorurteile abschütteln und manche Dinge in der Heimat erst richtig schätzen lernen.



Früher lebte man an einem Ort, ohne zu wissen, an welchen anderen Orten man stattdessen leben könnte. Diese sorglose Unwissenheit ist uns nicht länger gegeben. Wir sind »zur Freiheit verurteilt«, sagt Jean-Paul Sartre, und das bedeutet, dass wir zeitlebens um unseren Lebensweg ringen müssen. Erst wenn man die eigene Komfortzone gesprengt hat, lässt man seinen Charakter nicht von dem verformen, was andere von einem erwarten, sondern stellt ihn durch Entscheidungen und Taten auf ein stabiles Fundament. Reisen bedeutet Hinterfragen: Gewissheiten können sich als Übereinkünfte entpuppen, manches wird anderswo besser geregelt als zuhause. Es ist kein Zufall, dass jede Diktatur, die etwas auf sich hält, ihren Bewohnern das Reisen erschwert – nichts führt uns unsere Freiheit klarer vor Augen. In Wahrheit können wir jeden Moment losfahren, den erst-besten Zug nehmen, einen neuen Weg einschlagen. Neun von zehn Hollywoodfilmen basieren darauf, dass ein Held ein System besiegt. Warum sprechen uns solche Filme an? Weil wir, die wir doch eigentlich Rockstars sein wollen, Maler, Abenteurer und Prinzessinnen, am Ende doch in irgendeiner Firma oder Verwaltung gelandet sind. Unterwegs aber glühen neue Aspekte in uns auf. Wir erkennen, welche Teile unseres Charakters veränderbar sind und was unverrückbar zu uns gehört. Wer sich nicht bewegt, spürt auch seine Fesseln nicht.



Bruttonationalglück. Das Glück der Bevölkerung zu steigern ist Staatsziel in Bhutan. Ecuador und Bolivien haben das indigene Prinzip des *guten Lebens* in der Verfassung verankert. In Deutschland definiert eine Kommission eine neue Messzahl für Wohlstand und Fortschritt, die die bisherige Wirtschaftsfixierung mit Faktoren wie Gesundheit, kulturelle Diversität und der Verwendung von Zeit ergänzt.

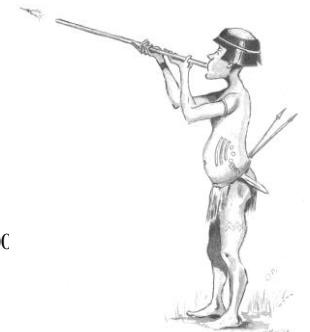
Abenteuern herrührt, die man erlebt, wenn man unterwegs ist. Auf einer echten Reise können wir besser als anderswo wertvolle Momente aus dem sich ständig verändernden Strom fischen, der unser Leben ist. In Zukunft werden unsere Reisen noch beeindruckender sein als bisher. Vielleicht schon bald werden wir schwimmende Städte bauen, in Ultraleichthubschraubern fliegen und am Meeresgrund spazieren gehen. Wir leben in einer spannenden Zeit.

Auf der Schulter von Riesen

Auch wenn es in unserem Land der Reiseweltmeister nur wenig Platz für die dazugehörige Literatur in den Buchhandlungen gibt, befindet sich mich in guter Gesellschaft. Herodot verfasste die ersten Reiseerzählungen. Nicolas Bouvier schaffte es, einen kompletten Reisebericht (»Die Erfahrung der Welt«) nach dem Verlust der Aufzeichnungen aus dem Kopf heraus nachzuerzählen. Walter Bonatti begab sich in größte Gefahr, um zu zeigen, wie falsch es ist, die Nabelschnur zur Natur zu kappen. Ryszard Kapuściński und Cees Nooteboom, Ilya Trojanow und Wolfgang Büscher machen fremde Welten in persönlichen Geschichten erlebbar.

Sie alle sehen selbst nach, statt sich mit Vermutungen zu begnügen. Wo überall Bestätigungen unserer Meinung lauern, kommt es mehr denn je darauf an, unsere Überzeugungen in Lebensgefahr zu bringen. Überstehen sie die Bedrohung, werden wir stärker; wenn nicht, ersetzt man seine bisherigen Ansichten durch bessere. Bücher sind Türöffner für Veränderungen. Dabei sind sie Zumutungen! Denn der Autor vollbringt nur einen Teil der Arbeit; er setzt Ausgangspunkte. Erst wenn der Leser das Geschehen in seiner Fantasie vervollständigt, zeigt ein Buch, was in ihm steckt. Das macht es so rätselhaft schön. Es setzt einen Pakt voraus, den Fernsehen und Internet nicht verlangen, weil dort von vornherein alles offensichtlich ist. Literatur tritt an zu beweisen, was Robert Musil vermutet: *Was bleibt von Kunst? Wir, als Geänderte, bleiben.*

Uru Eu Wau Wau ist keine europäische Hunderasse, sondern ein indigenes Volk in Brasilien mit nur noch knapp 100 Mitgliedern. Diese leben in sechs Dörfern, haben eine eigene Sprache und kamen 1981 erstmals in Kontakt mit der Zivilisation. Weltweit gibt es über 500 indigene Gruppen, in Europa zum Beispiel die *Samen* in Skandinavien.

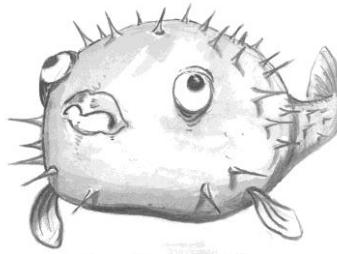


Auftritte von Ascheffel bis Zürich

Stuttgart, 1998: Schwitzend sitze ich fünfzig Zuhörern gegenüber, die ins Jugendhaus Mitte gekommen sind, um meine erste Lesung zu erleben. Ich habe Einiges unternommen, um sie hierher zu locken. Mein Auftritt wurde in drei Zeitungen angekündigt, auf einem Dutzend Internetseiten veröffentlicht, auf Hunderten Plakaten und Tausenden Flyern beworben; ich hatte all meine Freunde und Bekannten informiert. Tags darauf treffe ich einen davon. »Du bist aufgetreten? Das wusste ich nicht«, tadelte er mich. »Hättest halt ein bisschen Werbung machen sollen«.

Konstanz, 2001: In der Buchhandlung meines Vertrauens versuche ich den Bestseller *Oceano Mare* von Alessandro Baricco zu erwerben. Das Buch bringt in Anekdoten auf den Punkt, was unser Leben ausmacht und hat eine Saite in mir angeschlagen, die lange nachhallt. Den Buchtitel habe ich mir in den Nacken tätowieren lassen – so wirkungsmächtig kann Literatur sein. Die Buchhändlerin aber teilt mir mit, dass man dieses Werk in ihrem Laden nicht kaufen könne; es gefalle ihr nämlich nicht.

München, 2010: »Leider können wir auch Ihren neuen Reisebericht nicht in unserem Verlag veröffentlichen«, informiert mich ein Formbrief, »er ist uns zu literarisch«. Zu literarisch! Wer würde von einer Platte behaupten, »zu musikalisch«, wer einem Garten vorwerfen, »zu grün« zu sein?



Fugu. Der Kugelfisch, dessen Name sich aus den Schriftzeichen für *Fluss* und *Schwein* zusammensetzt, enthält das Nervengift Totrodotoxin. Kenner behaupten, dass ein *Fugu* am besten schmecke, wenn Gifstrete auf den Lippen kribbeln. Japanische *Fugu*-Köche werden jahrelang geschult, als Abschluss test müssen sie einen selbst zubereiteten *Fugu* verspeisen.

150 Auftritte

18.750 Kilometer

10.000 Zuhörer

Kifuka ist ein kongolesisches Dorf auf knapp 1000 Metern Höhe und der am häufigsten von Blitzen heimgesuchte Ort der Welt. Jährlich schlagen dort 158 Blitze pro Quadratkilometer ein. Über zwei Drittel aller Blitze gehen in den Tropen nieder, wo es am häufigsten gewittert.



Ich hatte ja keine Ahnung, über welche Hürden ein »Nachwuchsautor« springen muss! Was ist ein Zuzahlverlag? Wie überzeuge ich Journalisten davon, einen Artikel über mich zu schreiben? Wie organisiere ich eine Lesung? Heutzutage kann jeder ein Buch veröffentlichen, zweihundert erscheinen in Deutschland pro Tag, und alle wollen gelesen, besprochen und geliebt werden. Umso mehr freue ich mich darüber, wie viel im Feuilleton und auf Reiseseiten dann doch über mich geschrieben wird – zusammengefasst bringen die Veröffentlichungen immerhin 25 Kilogramm auf die Waage.

Bislang habe ich 30.000 Bücher verkauft. Das entspricht ungefähr der Anzahl Sitzplätze in einem Fußballstadion; nicht gerade Wembley, aber immerhin der Volkswagen Arena in Wolfsburg. Dabei beschenke ich meine Leser gern: mit Musik-CDs und DVDs, die Bildershows und Mitschnitte von Auftritten enthalten.

Die Auftritte: Wie beim Reisen geht es darum, das Lampenfieber, das immer da ist, zu umarmen. Wenn du deine Angst anschaugst, verschwindet sie. Wie oft saßen die Zuhörer kurz vor der Veranstaltung mit versteinerten Gesichtern in den ersten Reihen: »Müssen wir dem echt eine Stunde lang zuhören?« Statt einer bedeutungsschwangeren Lesung präsentiere ich ihnen dann eine lebendige Erzählung, illustriert mit Reisefotos und Live-Musik. Viele meiner bisher 150 Auftritte wurden für mich zum Erlebnis. Als ich mein Buch *Nurbu – Im Reich des Schneeleoparden* in Tierparks vorstellte und im Kölner Zoo zwischen Bären und Raubkatzen übernachtete. Als mir der Veranstalter im Kultusministerium von Singapur vor 250 Zuhörern fünf Minuten vor Veranstaltungsbeginn eröffnete, dass ich den Vortrag nun doch auf Englisch halten solle statt auf Deutsch. Als mir in Leipzig kurz vor einem Auftritt die Autoscheibe eingeschlagen wurde, ich den Vorfall anzeigen und die Polizistin mich und die Musiker so sympathisch fand, dass sie spontan zu unserer Veranstaltung kam. Als in Pforzheim während der ersten halben Stunde meines Auftritts ständig Stühle in den Saal getragen wurden, weil so viele Leute meine Frankreicherlebnisse hören wollten. Als ich aufgrund des Andrangs auf der Mitteldeutschen Buchmesse in Pößneck fünf Minuten vor meinem Auftritt in einen größeren Raum umzog, und als bei den Stuttgarter Buchwochen der Saal wegen Überfüllung geschlossen werden musste. Als ich sommers auf Pellworm bei fünf Grad Celsius auftrat und der Veranstalter mir anbot, mich dauerhaft dort niederzulassen. Als ich zum internationalen Poesiefestival auf der kroatischen Insel Hvar eingeladen wurde und dort tatsächlich gerne länger geblieben wäre. Als ich mich nach einem Auftritt in Ascheffel auf den Weg machte, kurz hinter Hof von drei bis sechs Uhr nachts in einem Hotel unterschlüpfte und tags darauf gerade noch rechtzeitig zu einem Termin in München erschien. Als ich mich vor einem Auftritt in Wien liebevoll über das Nachbarbett beugte – ich war gerade Vater geworden – und erst nachdem ich die Decke weggezogen hatte merkte, dass dort gar nicht mein Sohn lag, sondern unser Keyboarder. Und als auf der Leipziger Buchmesse fünfzig Zuhörer erwartet wurden und zweihundert kamen und es der schönste Auftritt meines Lebens wurde – weil mir meine Frau eine Viertelstunde zuvor gesagt hatte, dass sie schwanger sei.

Omnia mea mecum porto



Alles, was ich besitze, trage ich bei mir: Dieser Ausspruch, den Cicero Bias von Priene zuschreibt und Seneca dem Philosophen Stilpon, verweist auf den inneren Reichtum, den wir unabhängig von Erfolg und Status haben. Jeder von uns kann Geschichten erzählen, die es wert sind, weitergegeben zu werden. Vor allem in vernachlässigten Weltgegenden wie Südamerika, das ich besonders gern besuche, liegen sie auf der Straße; man muss sie nur einsammeln. *Malegria* steht eintätowiert auf meiner linken Wade. Seit jeher zieht mich diese Mischung aus Weltschmerz (französisch: *mal*) und Lebensfreude (spanisch: *alegria*) in ihren Bann. Um solche Weltsichten zu finden, wurde ich zum Geschichtenjäger. Im Zentrum meiner Reisen steht immer der Mensch, der kämpft: Ich will herausfinden, warum und wofür. Die Menschen, denen ich unterwegs begegne, erzählen mir Dinge, die sie ihren Nachbarn verheimlichen, eben weil sie wissen, dass ich demnächst wieder weg sein werde.

Ich möchte ins Unbekannte hinaus – so wie wir alle immer weitergehen, unsere Möglichkeiten erweitern und anderen davon berichten. Wir sind die Summe unserer Entscheidungen und Erfahrungen, und wir werden einander immer Geschichten erzählen.

Was uns antreibt, ist **Neugier auf die Welt**.

Abenteuerreisen und darüber schreiben – das ist sein Ding
Süddeutsche Zeitung

Da möchte man gleich mit weg.
Stuttgarter Zeitung

Besser als Hesse
Waiblinger Kreiszeitung

Jede zweite Seite bringt eine neue Idee, die man nicht ohne weiteres erwartet.
Schorndorfer Kreiszeitung

*Seine Schilderungen und beeindruckenden Farbfotos dokumentieren ungewöhnliche Reisen
jenseits des Komforts unserer Zivilisation und dafür umso verbundener mit Land und Leuten.*
Europäischer Presseverband

charakteristisch sein angriffslustiger Humor – frisch, frech, sensibel, beeindruckend
Wortwelten

spritzige Erzählweise ... wundervoll beschrieben
Passauer Neue Presse

Abenteuerbücher voller Geschichten und Erlebnisse, voller Begegnungen mit seltsamen und liebenswerten Typen
Fränkische Nachrichten

schillernd und bunt, wie das wirkliche Leben ist
tz & Münchener Merkur

munter und doch nachdenklich
Die ZEIT

Ein Reisebericht für moderne Menschen: Thomas Bauer ist ein tiefesinniger, sprachlich begabter Beobachter.
buch.de

die lebendigen Eindrücke eines wachen Zeitgenossen, der die Menschen liebt und genau beobachtet
Katholische Internationale Presseagentur

Thomas Bauer zeigt, wie spannend und unterhaltsam Reiseliteratur auch heutzutage noch sein kann.
Literaturmagazin goon

Beeindruckend sind die Tiefe des Erlebens und die Spannweite der philosophischen Reflexion.
Dr. Marion Gräfin Dönhoff

